

Portrait

VON MARTIN ZIPS

Die Leute können mit dir doch alles machen“, sagt Diknu. „Entweder sagen sie, du bist ein Arschloch. Dann wirst du im KZ verbrannt. Oder sie heben dich auf die Bühne – und dann bist du ihr Gott.“

Wien, Donaustadt, 22. Bezirk. Weit draußen. Es ist noch nicht lange her, da stand dieses kleine, schlichte Haus in der Zschokkegasse einsam auf einem großen Feld. Eine halbe Stunde brauchte man zu Fuß zur nächsten Straßenbahnhaltestelle. 20 Minuten zum nächsten Milchgeschäft. Heute ist alles anders. U-Bahn, Supermärkte, ein großes Krankenhaus und viele Garagen, an denen Doppelhaushälften kleben. Hier wohnt der Gitarrist Diknu Schneeberger, 24, den sie in den Feuilletons seit ein paar Jahren den „neuen Django Reinhardt“ nennen. Ein „Jahrhunderttalent“ des Gypsy-Jazz. Zigeunerjazz sagt man nicht mehr. Die Herkunft des Wortes Zigeuner ist etymologisch umstritten – seine oft rassistische und stigmatisierende Verwendung hingegen nicht.

Das Haus hat Diknus Großvater erworben, Jahre nach seiner Rückkehr aus dem Konzentrationslager Mauthausen. „Schon mein Opa war Gitarrist und Geiger“, sagt Diknu. „Ebenso wie der Uropa, der im KZ als Cellist auftrat. Vielleicht hat ihm das sogar sein Leben gerettet.“

Mit 18 hat Diknu den Vornamen Adolf abgelegt. Er wollte nicht wie ein Massenmörder heißen

Musik hat eine lange Tradition in der Familie Schneeberger. Ein Onkel spielte Trompete, ein anderer Klavier, eine Tante Zither. Meist blieben die Sinti, die schon seit Jahrhunderten in Wien sesshaft sind und als Händler oder Handwerker ihr Geld verdienten, in Sachen Hausmusik unter sich. Erst Diknus Vater Joschi gab vor sechs Jahren seinen Beruf als Fliesenleger auf, um nur noch als Jazz-Kontrabassist zu arbeiten. Das Haus war nach 35 Jahren Handwerkerdasein abbezahlt, seine drei Töchter waren schon groß. Und dann war da eben noch Diknu, dem er dort drüben, auf den klöbigen, roten Ledersesseln im Wohnzimmer einst mal die Gitarre in die Hand gedrückt hatte. Diknu legte los, als habe er sein Leben lang nichts anderes gemacht. Zehn Jahre ist das jetzt her. Ausgerechnet Diknu, der als Kind so viel Mist angestellt hat! Scheiben zerschlagen, viel kaputt gemacht. Eine Karriere als Koch hätte sich die Familie für ihn gerade noch vorstellen können. Für vieles andere aber waren seine Noten einfach zu schlecht.

Da war dieses Konzert in Niederösterreich, im Wirtshaus vom Pepi zwischen Zwerndorf und Baumgarten. Joschi sagte seinem 14 Jahre jungen Sohn damals, er könne auf der Bühne gerne drei Stücke mitspielen. Nur so zum Spaß, wenn er es wirklich möchte. Und Diknu wollte. „Er war so klein, dass er es kaum auf die Bühne hoch schaffen“, erinnert sich Joschi, 56. „Und oben riss ihm gleich die erste Saite, aber da spielte er einfach mit fünf weiter. Am Ende tobte der ganze Saal vor Begeisterung.“

Es folgten mehrere CDs, Interviews, Anfragen internationaler Plattenlabels, Auszeichnungen, Konzertreisen nach Japan, Mexiko, Russland, Auftritte auf Festivals, auch im Münchner Prinzregententheater. Meist im Trio, mit seinem Vater und seinem früheren Gitarrenlehrer Martin Spitzer.

Django Unchained

Der Jazzgitarrist Diknu Schneeberger gilt als musikalisches Jahrhunderttalent. Die Geschichte eines jungen Sinto zwischen Familientradition und Moderne



„Ich fühle mich niemandem verpflichtet. Auch den Sinti nicht.“ Der Wiener Jazzer Diknu Schneeberger, 24. FOTO: OH

Diknu probte täglich bei Papa im Jazzkeller, das Wiener Musikonservatorium machte eine seltene Ausnahme und nahm den Bub bereits als Sechzehnjährigen auf. Normalerweise darf man sich dort erst mit 18 einschreiben. „Die meisten Lehrer haben mich schon gekannt und mich sehr gut behandelt“, sagt Diknu am Esstisch seiner Eltern. Er raucht viele Zigaretten, ebenso wie seine Mutter Maria, die hinten in der Küche zuhört. Nur Vater Joschi raucht nicht. „Die Lehrer am Konservatorium haben mich halt so durchgezogen“, sagt der junge Gitarrist. „Meiner Meinung nach war ich aber wirklich schlecht.“

Am Anfang quoll Joschi noch über vor Stolz. Was hatte er oft den Kopf geschüttelt über die vermeintlichen Jazzexperten, die ihm, dem Bassisten, nach dem Konzert auf die Schulter klopfen: „Man merkt wirklich, wie fleißig Sie üben!“ In Wirklichkeit aber hatte Joschi noch Zement an den Fin-

gern, weil er ja immer gleich von der Baustelle direkt an den Kontrabass sprang. Üben, das gab's für ihn nicht. Und jetzt sollte sein Sohn der neue Django Reinhardt sein? Reinhardt (1910–1953) mixte in den Dreißigerjahren die traditionelle Musik der Roma mit Jazz und französischen Walzern und galt als einer der besten Musiker Europas. Seine Karriere begann, wie bei Diknu, ebenfalls in früher Jugend.

Doch jenseits der Bühne hatten es die, die man Zigeuner nannte, mehr als schwer. In Österreich überlebten nur zehn Prozent von den etwa 11 000 Roma den Zweiten Weltkrieg. Und auch nach Kriegsende wurden die Staatenlosen weiter ausgegrenzt, durften sich beispielsweise nur am Wiener Stadtrand niederlassen. Heute geht der Volksgruppenbeirat der österreichischen Roma von 40 000 Roma und Sinti im Lande aus, viele seien erst infolge des Jugoslawienkrieges zugewandert. Bei den Älteren

gibt es noch ein sehr großes Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Jüngeren, wie Diknu, sagen manchmal: „Ich fühle mich niemandem verpflichtet. Auch den Sinti nicht.“ Aber ein paar Sätze später sagt er: „Ich bin schon stolz auf meine Herkunft.“ Klingt sehr nach innerer Zerrissenheit.

Vor ein paar Wochen erst hat der Wiener Verein Romano Centro mit einer Rassistismus-Studie vor einer neuen Stufe des „Antiziganismus“ in Österreich gewarnt. Noch immer herrsche das Vorurteil vor, Sinti und Roma würden sich nicht in die Gesellschaft integrieren wollen, bettelten, klauerten und verhielten sich unzivilisiert. Die Online-Kommentare zu dem Bericht sind ernüchternd: Warum man denn Antiziganismus sagen dürfe, wo schon „Zigeunerzynisch“ rassistisch sei, fragte einer recht zynisch. Andere krakeelten: „Es ist leider so, dass problematisches Verhalten unter den Roma weit verbreitet ist.“ Oder: „Ich

halte nichts von Hetze gegen Menschen, aber ich halte auch nichts davon, dass man die Eigenschaften von Gruppen leugnet.“

Die Eigenschaften von Gruppen? Bei den Schneebergers ist es seit Jahrhunderten Tradition, den erstgeborenen Sohn Adolf zu nennen. So hieß schon Diknus Urgroßvater, der im KZ Mauthausen aufspielen musste – während 100 000 andere um ihn herum starben. Auch Großvater und Vater hießen und heißen noch so. Erst Diknu ließ sich mit 18 Jahren den Adolf aus seinem Pass streichen. Er hatte einfach keine Lust, wie ein Massenmörder zu heißen. Diknus Schwestern, eine ist Kellnerin, eine Hausfrau und eine Zahnarzthelferin, verstanden das gut.

Mit seinem Erfolg kam Diknu jedoch nicht zurecht. „Ich hatte immer das Gefühl, dass ich nicht gut genug bin“, sagt er mit heller Stimme. Er sitzt in Jeans und College-Jacke neben den Foto-Tassen auf der Eckbank. „Ich hab' kein großes Repertoire und mache meine Musik nur mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf.“ Dass bei seinen Konzerten plötzlich auch Lehrer vom Konservatorium vor ihm im Publikum saßen und begeistert applaudierten, das habe ihn total irritiert. „Die können doch alle viel mehr als ich.“

Seine Ausbildung am Konservatorium hat Diknu Schneeberger inzwischen wieder abgebrochen. Auch die 50, 60 Konzerte im Jahr hatte er zeitweise deutlich reduziert. Ein kleines Burn-out, schon mit 24 Jahren.

Doch Vater Joschi stärkt ihm den Rücken. „Selbst, wenn Diknu nicht mein Sohn wäre, so muss ich doch sagen: Er ist eine totale Ausnahmerecheinung. Bei den Konzerten haben die Mädchen immer geschrien: Diknu! Diknu! Und die 80 Jahre alten Professoren sind in der Pause zu uns gekommen und haben sich sehr über sein Spiel gewundert. Der Gitarrenlehrer hat gesagt: Auf dem Instrument kann ich dem Diknu nichts mehr beibringen. Ich kann ihm höchstens mal zeigen, wo die Punkte auf dem Notenblatt hingehören. Aber da hat Diknu wieder nicht mehr zugehört. Der hatte mit 15,16 einen so narrischen Erfolg und war in Ländern – da kommen die meisten Musiker nicht hin. Da kann es schon sein, dass du irgendwann einmal das ganz normale Leben nicht mehr schaffst.“

Aber blöd, ohne Konservatoriumabschluss könne sein Bub leider noch immer keine Noten lesen.

„Wenn es zu schnell geht, dann ist es eben auch nicht schön“, meint Diknu schulterzuckend. Jetzt wolle er jedenfalls erst einmal zu sich selber finden. Die ganze Sinti-Geschichte nerve ihn da eher. Vater Joschi rollt die Augen. „Das hätte dein Großvater nicht gerne gehört. Also, ich halte mich schon an gewisse Traditionen und Regeln. Zum Beispiel esse ich kein Pferdefleisch, weil das Pferd der Freund des Zigeuners ist.“

Joschi sagt tatsächlich Zigeuner. Er habe überhaupt kein Problem mit dem Begriff, meint er.

Am Abend steht der Vater wieder auf der Bühne. Im „Jazzland“, einem wunderbar modrigen Musikeller am Wiener Franz Josef Kai. Gemeinsam mit drei anderen Musikern spielt er Großartiges von Wes Montgomery. Auch Diknu sitzt im Publikum, einfach nur, um zuzuhören. Der Familienzusammenhalt sei ihm eben doch recht wichtig, flüstert er. „Und ist diese Musik nicht phantastisch?“, fragt Diknu. „Hast du den Pianisten gehört? Wie der spielt? Der ist kein Sinto. Hauptberuflich Arzt. So gut wie der würde ich auch gerne mal spielen.“